Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 9 (2004)

Artikel: Replik zu May-Britt Höing-Baumanns Kommentar

Autor: Pinheiro-Fankhauser, Marie-Anne

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007466

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Replik zu May-Britt Höing-Baumanns Kommentar

Im Folgenden nehme ich Stellung zum Kommentar von May-Britt Höing-Baumann, in dem sie die Erkenntnisse ihrer Diplomarbeit am Geografischen Institut Zürich meinen vorläufigen Ergebnissen zum Thema soziale Netzwerke und Freizeitgestaltung bei tamilischen Jugendlichen im Kanton Bern gegenüber stellt.

In meinem Beitrag in Tsantsa 2003 habe ich betont, dass die Freizeit insbesondere für Schulkinder mehrheitlich im intra-ethnischen Raum stattfindet, und ausgeführt, in welcher Weise die tamilischen Eltern die Einbindung ihrer Kinder in die tamilische Exilgemeinschaft fördern. Der Umstand, dass die zahlenmässig grösste tamilische Gruppe der Schweiz im Kanton Bern wohnhaft ist, führt auch dazu, dass das Netz von tamilischen Sprach- und Tanzschulen sowie Fussball- und anderen Vereinen in städtischen Gebieten ausserordentlich dicht ist und entsprechend viele Möglichkeiten zur Einbindung bietet. Zudem finden wichtige tamilische Veranstaltungen, wie beispielsweise die beiden Fussball-Grossanlässe *maavirar cup* und *eelam cup* in Bern statt. Auch der Märtyrertag und das tamilische Neujahrsfest wurden bis vor wenigen Jahren in Bern durchgeführt, bis sie aus Platzgründen (über 6000 tamilische Besucher aus der ganzen Schweiz) ins nahe Freiburg verlegt wurden. Es ist daher nicht erstaunlich, dass der Integrationsgrad tamilischer Jugendlicher unter anderem stark davon abhängt, ob sie auf dem Land oder in der Stadt aufwachsen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist der Aufenthaltsstatus der Jugendlichen. Aus den Aussagen der TamilInnen geht hervor, dass diejenigen, die den Schweizer Pass bereits besitzen, weniger Angst haben, wieder nach Sri Lanka zurückkehren zu müssen. Demnach müssen sie auch nicht befürchten, dass sie sich durch eine zu starke Integration in der Schweiz bei einer allfälligen Rückkehr in ihre meist unbekannte srilankische Heimat nicht zurechtfinden würden.

Selbstverständlich haben tamilische Kinder und Jugendliche während ihrer Schulzeit Kontakte mit SchweizerInnen und anderen Staatsangehörigen. Ob es jedoch soweit geht, dass Freundinnen zu «wichtigen Identifikationsfiguren» der tamilischen Mädchen werden, wie Höing-Baumann feststellt, wage ich ernsthaft zu bezweifeln. Keine meiner neunzehn weiblichen Informantinnen im Alter zwischen 10 und 23 Jahren hat sich dahingehend geäussert. Mehrere haben vielmehr betont, sie würden den Kontakt zu Schweizerinnen bewusst meiden, da sie sich durch diesen Umgang in der tamilischen Gesellschaft diskreditieren würden. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der persönlichen Überzeugung der tamilischen Mädchen, sondern sind auch dadurch erklärbar, dass eine starke soziale Kontrolle vorhanden ist, die auch von Peers reproduziert wird. So kommt es vor, dass Gleichaltrige ihre Mitschülerinnen bei den Eltern verraten, wenn diese in der Schule mit Knaben sprechen oder Kontakte zu als unseriös geltenden Mädchen pflegen. Derart nonkonformes Verhalten wird stark sanktioniert. So wurde beispielsweise auf das Drängen besorgter Eltern hin ein Mädchen aus der Tanzschule ausgeschlossen, von dem bekannt war, dass es einen Freund hatte. Zudem hatten die

Eltern ihren Töchtern verboten, mit diesem Mädchen zu sprechen, da jeglicher Kontakt mit ihm dem guten Ruf der anderen Mädchen und deren Familien schaden könnte. Es ist daher nicht erstaunlich, dass auch Mädchen, denen die Eltern unter bestimmten Bedingungen erlauben auszugehen, dies nicht nutzen, weil ihnen das Risiko, von anderen TamilInnen gesehen zu werden, zu hoch ist.

Im selben Sinne lässt sich Höing-Baumanns Feststellung erklären, dass sich die sozialen Kontakte zu gleichaltrigen Tamilinnen auf einen «kleinen ausgesuchten Kreis und Beziehungen innerhalb der Verwandtschaft» beschränken. Innerhalb der Verwandtschaft können auch lockerere Beziehungen zum anderen Geschlecht gepflegt werden, sofern es sich dabei um Parallelcousins handelt. Diese gelten, im Gegensatz zu Kreuzcousinen, nicht als präferentielle Heiratspartner, sondern werden wie leibliche Brüder behandelt und angesprochen.

Aus meiner Untersuchung hat sich ergeben, dass vielmehr die männlichen Jugendlichen – und nicht die weiblichen Jugendlichen wie von Höing-Baumann beobachtet – Kontakte ausserhalb der tamilischen Exilgemeinschaft suchen und pflegen. Da männliche tamilische Jugendliche generell vielmehr Freiheiten geniessen als gleichaltrige Tamilinnen ist es für sie auch einfacher, sich dem engmaschigen Kontrollnetz zu entziehen. Dazu trägt unter anderem bei, dass sie ihre beliebteste Sportart, den Fussball, gemeinsam mit Schweizern und Jugendlichen anderer Nationalitäten trainieren – auch wenn sie dann an den tamilischen Turnieren erneut nur gegen tamilische Teams antreten. Auch im allseits beliebten Hip-Hop gibt es einige multikulturelle Formationen, während *Bharata Natyam*, der klassische südindische Tanz, dem sich die Mehrheit der tamilischen Mädchen verschreibt, in der Schweiz fast ausschliesslich von Tamilinnen und einigen wenigen Südinderinnen getanzt wird.

Obwohl die tamilische Form des Hip-Hop auch bei den Mädchen zunehmend sehr beliebt wird, verbieten die meisten tamilischen Eltern ihren Töchtern – insbesondere nach der Pubertät – öffentlich aufzutreten, da es als unschicklich gilt. Sogar bei «gemässigteren» Tanzstilen gibt es Einschränkungen: Den meisten Mädchen ist es lediglich erlaubt, zu klassischer Musik zu tanzen. Die Eltern verbieten aber auch, dass ihre Töchter zu den Liebesliedern aus den Bollywoodfilmen tanzen, die unter den TamilInnen sehr beliebt und allseits bekannt sind.

Wie ich in meinem Artikel (*Tsantsa* 2003: 176) bereits erwähnt habe, übernehmen die Jugendlichen die Referenzen der tamilischen Exilgesellschaft, versuchen sich jedoch gleichzeitig «in gewissen Bereichen der sozialen Kontrolle der Gesellschaft zu entziehen». Selbstverständlich ist damit auch gemeint, dass einige Jugendliche trotz Tabuvorschriften Beziehungen zum anderen Geschlecht pflegen. «Einen Freund haben» kann jedoch für eine junge Tamilin unter Umständen lediglich bedeuten, dass an einem Anlass ein intensiver Augenkontakt bestanden hat und sich die beiden Verliebten anschliessend SMS schicken und heimlich telefonieren. Bereits eine solche Beziehung gilt bei der ersten Generation zumeist als non-konform, kann bei den Eltern Empörung auslösen und unter Umständen mit körperlicher Züchtigung bestraft werden. Bei einer meiner Informantinnen führte eine nicht gebilligte Beziehung zum völligen Kontaktabbruch mit den Eltern, während eine andere, die eine Beziehung zu einem Jungen aus einer tieferen Kaste hatte, von ihrer Mutter und dem Onkel geschlagen wurde bis es schliesslich zur Fremdplatzierung der Tochter und Obhutsentzug der Eltern kam.

Eine mögliche Form, eine aufkeimende Liebesbeziehung zu «legalisieren» – sofern die Eltern einverstanden sind, der Wunschpartner aus der vorgeschriebenen Kaste stammt und einen guten familiären Hintergrund hat – besteht darin, im Rahmen einer Verlobungsfeier ein Eheversprechen abzugeben. Dies ist bei einer 14-jährigen Informantin geschehen. Auch wenn die Heirat voraussichtlich erst stattfinden wird, wenn die beiden nach einigen Jahren ihre Ausbildung abgeschlossen haben, so gibt es an dieser im Teenageralter gewählten Liebesheirat nichts mehr zu rütteln.

Nach wie vor ist jedoch auch bei den Exil-TamilInnen die arrangierte Heirat die verbreitetste Heiratsform, wobei die Brautleute ein gewisses Mitspracherecht haben können, sofern sie bei ihrem Vorschlag unter anderem die Kastenzugehörigkeit und den sozialen Hintergrund des Partners berücksichtigen. Meine männlichen Informanten sprechen sich mehrheitlich für eine tamilische Partnerin aus. Viele vertreten jedoch klar den Standpunkt, dass es sich dabei nicht um eine Tamilin handeln darf, die in Sri Lanka aufgewachsen ist und dass die Ehe nicht arrangiert sein sollte.

Meine weiblichen Informantinnen scheinen durch ihre Sozialisation die dominanten sozialen Erwartungen stärker absorbiert zu haben und geben mit einer Ausnahme alle an, sich ausschliesslich einen tamilischen Ehemann vorstellen zu können. Sie begründen dies damit, dass sie von einem Nicht-Tamilen nie verstanden werden könnten und dass ein solcher nie in ihre Familie integriert sein könnte. Ein weiterer Grund ist auch die grosse Angst vor Scheidungen, die im Zusammenhang mit der Heirat eines Schweizers immer wieder geäussert wird. Für die meisten ist damit klar, dass ihre Ehe von den Eltern oder nahen Verwandten arrangiert werden wird. Dennoch sehe ich die tamilischen Jugendlichen eindeutig als Handelnde, die sich bewusst entscheiden, sich den Wünschen ihrer Eltern unterzuordnen. Dies unterstreicht auch die Aussage einer Informantin: «Ich könnte es meinen Eltern nie antun einen Mann zu heiraten, den sie nicht wollen, aber ich habe das Vertrauen, dass sie einen Partner wählen, der für mich gut ist!».

Wenn Höing-Baumann zu dem Schluss kommt, dass sich die von ihr untersuchten tamilischen Jugendlichen «aktiv in ihrer hiesigen sozialen und kulturellen Umwelt [...] integrieren und gleichzeitig ihre tamilisch-kulturelle Identität [...] pflegen», wobei sie «nicht davon ausgehen, dass diese in erster Linie dadurch fortbesteht, indem Kulturinhalte konserviert werden», kann ich mir sehr wohl vorstellen, dass dies der offiziellen Haltung der TamilInnen, insbesondere derjenigen gegenüber SchweizerInnen, entspricht. Die Praxis sieht jedoch in vielen Fällen anders aus. Ein weiterer Grund für dieses Fazit könnte darauf zurückzuführen sein, dass Höing-Baumann erst seit zwei Jahren mit TamilInnen in der Schweiz arbeitet und deshalb eher an InformantInnen gelangt ist, die mehr Freiheiten haben, öfters in der Öffentlichkeit anzutreffen sind und besser in der Schweiz integriert sind. Die Tatsache, dass mehr als die Hälfte von Höing-Baumanns InformantInnen bereits eingebürgert sind, ist ein klarer Hinweis darauf, dass sie mehrheitlich aus Familien stammen, die schon längere Zeit in der Schweiz wohnen. Erfahrungsgemäss ist es am Schwierigsten, mit den Mädchen in Kontakt zu treten, die von ihren Eltern am Stärksten kontrolliert werden. Die Kontrolle kann dabei so weit gehen, dass ihnen aus Angst vor negativer Beeinflussung auch das Gespräch mit einer erwachsenen Ethnologin verboten wird. In solchen Situationen sind gute Referenzen von der tamilischen Gesellschaft unumgänglich, die man sich fast nur in jahrelangen intensiven Kontakten erwerben kann.

Marie-Anne Pinheiro-Fankhauser
fank@ethno.unibe.ch